

(schräg nach links vorne, das rechte Knie auf einem geschlossenen Buch). Vor sich hält er in der ausgestreckten Rechten sein brennendes Herz, darüber in der Linken einen Pilgerstab. Mit großen Augen, aber abgewandten Kopfs, blickt er wie gebannt nach rechts oben aus dem Bild. In seinem Rücken (rechts) hält ein Mädchen (T.s Tochter) seine Mitra. Aus dem schwarzen Bildgrund der oberen rechten Bildhälfte nun blickt Jesus auf uns herab: doch nicht gleichermaßen frontal, sondern aus dem linken Augenwinkel. In schräger Daraufricht nämlich liegt er, zwar nur mit dem Lententuch bekleidet, doch auf dem glatten Vierkant-Holz eines sauber gefertigten Kreuzes; nur im Ausschnitt (von den Knien an aufwärts, sein linker Arm, wie der rechte des in aufsteigender Diagonale gezeigten Kreuzes, finden keinen Platz mehr). Er hebt den Kopf und auch den rechten Arm (mit Blutwunde, doch ohne Nagel, auch am Kreuz sieht man an dessen Stelle nur ein sauberes kleines Loch. (H. deutet das als Hinweis auf die Auferstehung.) – Zu lesen gibt es (durch Zitate anderer Autoren bereichert, Ausführungen über Maria als Tor und Mittlerin, als neue Eva und Braut-Schöpfung. Darauf folgen Gedanken zur Heilung der erblindeten Augen das Herzens und der Öffnung der Sinne, zum Kreuz als Symbol der Einheit von Gegensätzen, zur Schau auf den Durchbohrten (kosmisch nach Platon im von Himmelsäquator und Ekliptik gebildeten Chi [X])).

Schluss: Bundeslade – Tabernakel – Maria. Das letzte Wort (236) erhält Nikolaus von Kues (mit einem Gebet („De visione Dei“): „O guter Jesus, du bist der Baum des Lebens im Paradies alle[n] Entzückens ...“ – 237–247 beschließt ein alphabetisches Literaturverzeichnis (von Ammicht Quinn bis Zimmerling) den Band. Schon dessen Umfang zeugt von der Breite der Basis, auf die H. sich stützt und die das Referat nicht wiedergeben kann, ebenso die Breite der Auseinandersetzung mit Gegenpositionen: christentums- wie kirchenkritisch, in interkonfessionellem wie innerkirchlichem Disput.

Eigene Anfragen (einiges ist angeklungen) hat der Rez. zu Vorgängern des Buchs formuliert (Alphabet der Offenbarung: ThPh 88 [2013], 471–474; Krönung der Braut: 90 [2015], 471–474). Nur ein Punkt sei aufgenommen: H. verteidigt, wie eingangs berichtet, gegen zunehmende Abwehr die Erbsündenlehre (ohne die [Pascal] der Mensch noch unverständlicher würde). Im Blick auf die kulturübergreifend weltweite Abwertung der Frau jedoch, die sich auch hier wie selbstverständlich durchhält (Mann = 1 bzw. [einend] 3 – Frau = 2; Gold – Silber, Sonne – Mond), vermisse ich die Klärung, dass sie (Gen 3,16) keineswegs schöpferisch gegeben ist, sondern infralapsarisch: Sündenfolge [„Strafe“]. Dies dürfte auch und gerade bei den biblischen Traditionen (bis hin zum Dekalog (Ex 20,17; Dtn 5,21 – und ins Morgengebet [ברוך] nicht unberücksichtigt bleiben. – Jetzt indes anzusprechen ist der Verlag: im Blick auf die Arbeit des Lektors. Ein ganz makelloses Druckwerk bleibt uns hienieden vielleicht unerreichbar (und ob orientalische Weber in ihre Teppiche Fehler eigens einbauen müssen?). Außerdem passiert manches noch nach der Letzt-Korrektur in der Druckerei. Hier allerdings häufen sich die Corrigenda, von ausgefallenen oder zu tilgenden Buchstaben bis zu sprachlichen und grammatischen Fehlern (wie dem falschen Kasus in Appositionen). J. SPLETT

FLÜGGE, ERIK, *Der Jargon der Befindlichkeit*. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt. München: Kösel 2016. 159 S., ISBN 978-3-466-37155-6.

Das Buch bekam ich von einem Begeisterten geschenkt: „Der schreibt genau das, was Sie immer sagen!“ Ich war skeptisch. Doch stimmt, so ähnlich habe ich das auch schon geäußert. Nur Flügge sagt es fluffiger, prägnanter, lesbarer, mitreißender. Das Buch liefert keine pastoraltheologische Analyse, sondern ein emotionales und selbstkritisches Plädoyer. So erreicht man die Leute. Respekt!

Erik Flügge, Jahrgang 1986, betreibt Strategieberatung und eine Webseite, auf der er auch über „Gott & die Welt“ bloggt. Mit diesem knapp 160-Seiten-Buch straft er all diejenigen Lügen, die behaupten, Menschen um die 30 würden sich nicht mehr für den Glauben interessieren. Flügge interessiert sich sehr wohl für seine Religion und Kirche, doch fühlt er sich von ihr weder wahrgenommen noch verstanden. Um dies zu verdeutlichen, verwebt er drei Erzählstränge, eher plakativ gegliedert als thematisch strukturiert: von Zorn über Schweigen zu Hoffnung.

Als rhetorisch geschulter Kommunikationsberater beschreibt er treffend den titelgebenden kirchentypischen „Jargon“. Die zum Teil bitterböse Kritik macht den größten Teil aus und das Buch lesenswert. Hier spricht ein Insider, aus der Mitte der gelebten Kirche, kein distanzierter Beobachter. Wer behauptet, bei den zahlreichen Beispielen keinen Wiedererkennungseffekt zu haben, ob nun vergnügt oder verärgert, der war nie in der deutschen Kirche aktiv.

Kürzer fallen die Analysen aus, mit denen Flüge die „kirchliche Sprachlosigkeit“ (92) verständlich zu machen sucht und weshalb sich das (deutsche) Kirchenmilieu nicht ändert (50–53), obwohl seine Beobachtungen von vielen geteilt werden. Flüge lässt nicht erkennen, ob er Foucault gelesen hat, einige Thesen (43 f.) könnten von diesem inspiriert sein.

Flüges bisheriger Lebensweg führte aus der schwäbischen Provinz nach Köln. Die autobiografische Skizze der spirituellen Konsequenzen dieses Wechsels bildet den dritten Erzählstrang. Flüge hat einen Milieuwechsel vollzogen und dabei seine kirchliche Heimat verloren (141). In der Medienstadt begegnet er einer ‚Per-Sie-Kirche‘, zu der er keinen Zugang findet (103), da sie sich in Stil und Inhalt von der ‚Per-Du-Kirche‘ seiner Backnanger Jugendzeit (147) unterscheidet. Ihr Fett weg bekommen jedoch beide.

Den Text könnte man auch als Ausdruck urbaner Melancholie (89) lesen, ‚auf der Suche nach der verlorenen Zeit‘ (153). Die hautnah erfahrene Differenz der Welten (18, 91, 119) bildet den Sitz im Leben, den hermeneutischen Schlüssel zu den kritischen Beobachtungen, mit denen Flüge der pastoralen Praxis landauf, landab zweifelsohne einen Dienst erweisen würde – wenn sie denn rezipiert würden. Dagegen spricht allerdings die Erfahrung; auch dazu bietet Flüge einige ‚systemische‘ Hypothesen (52 f., 131).

Flüge fragt, wie die Kirche „bessere Wirkung in der Kommunikation entfalten kann“ (28). Die üblichen und oft mit viel Herzblut konzipierten Familiengottesdienste bespöttelt er als „Kindergeburtstag“ (31), ebenso die konventionelle Eucharistie, bei der „immer nur die gleichen Omas“ (22) sich „möglichst weit voneinander entfernt in einer große Halle verteilen, ein paar Lieder krächzen, schweigen und immer wieder während der Stille husten“ (121). Ähnliches hat in anderem Format auch schon Carolin Kebekus kundgetan („Dunk dem Herrn!“). Und wie sie traut Flüge der Liturgie nur dann etwas zu, wenn er sie selbst neu inszeniert (91): „Wir besorgten guten badischen Wein und leckeres Brot. Verzichteten auf Stille und wagten etwas, was wir in der Kirche zu selten tun: Wir lachten.“ (148)

Der christliche Dienst am Nächsten kommt bei ihm bestenfalls als symbolische Aktion in den Blick, welche „der Pfarrer oder die Pfarrerin“ (25) an Weihnachten stellvertretend für ihn organisiert. So, wie er insgeheim von den kirchlichen Seelsorgern das zu erwarten scheint, was ihm selbst nicht recht gelingen will: in heutiger Zeit authentisch Christ zu sein. „Ich bin das verlorene Schaf“, posaunt er in gut jesuanischem Pathos, „ich bin kirchenfern, so fern, wie man nur sein kann, denn Kirche hat Menschen, die so leben wie ich, schon lange aufgegeben“ (19), „schlicht, weil ich nicht lebe wie vor hundert Jahren“ (27).

Fast schon rührend paradox sind daher die letztlich klerikalen *Stabilitas-loci*-Erwartungen (142) an das pastorale Bindeglied der ‚flügge‘ gewordenen Kinder vom Lande. „Die jungen Menschen sind mobiler denn je“ (141), aber der Seelsorger möge „die Konstante auf dem Lebensweg“ bleiben, „selbst wenn Freunde verloren gehen, Familien auseinanderbrechen oder ein neuer Umzug ansteht.“ Er beschaffe bitte die „Angebote, die zur jeweiligen Lebenssituation der Gemeinschaftsmitglieder passen“, um über „Berufswahl, Abschlussängste, Familiengründung oder die Unterbringung der eigenen Eltern im Pflegeheim miteinander ins Gespräch zu kommen“. Aber möglichst nur „ein-, zweimal pro Jahr“ (143), denn „wir sind zu schnell, zu gehetzt, zu zielorientiert. Wir leben in der Mitte der Großstädte, ganz selbstbestimmt und weitestgehend entkoppelt von der alten Tradition.“ (19)

Diffuse Heimatsehnsucht mischt sich mit Serviceerwartung und – sorry, Erik – reichlich Hipsterdünkel. „Genauer gesagt, spricht man beim erfolgreichen Sprechen von Gott nicht von ihm, sondern von sich selbst.“ (132) Genau. Theologen seien jedoch „nicht auf der Erfolgsspur“, sondern „Teil eines ganz langsam sterbenden Kosmos“ (89). Sie lebten „meist auf dem Land oder in kleinen Städten“ oder falls doch in der Großstadt, „dann oftmals nicht sonderlich zentral“. Dem „kulturellen Cocoon“ (91) fehle es „an einer etablierten und gelebten Feedback-Kultur in der Seelsorge“ (88) und an „Diversität“ (135).

Von Flügge lernen heißt, polemisch zuspitzen lernen. Man könnte bilanzieren, dass Flügge mit der Leidenschaft des (ernüchterten, aber dennoch verbundenen) Katholiken für eine protestantische Wende (80) streitet, damit er Herz und Kopf wieder zusammenbekommt. Boshafter könnte man das Büchlein auch betiteln: ‚Der Jargon der Eigentlichkeit. Wie die KJG der Kirche die Jugendlichen entfremdet‘. Denn die warmherzig erinnerte ‚Per-Du-Kirche‘ aus seiner Zeit als kirchlicher Jugendarbeiter ist auch nur eines der vielen Biotope der weltweiten Kirche, einer der zahlreichen Seitenaltäre in der Kathedrale des Katholizismus. Flügges Kritik, Kirche sei „territorial und nicht mobil in ihren Beziehungen“ (141), übersieht schlicht die zahllosen, hochdifferenzierten, weltweit aktiven geistlichen Gemeinschaften, die exakt seinen Verbindlichkeitserwartungen jenseits territorial gefasster Pastoral entsprechen, die er offenbar nie kennengelernt hat. Seiner Kritik an der „Zusammenlegung von Kirchengemeinden“ (122) hingegen dürfte auch der bodenständigste süddeutsche Pfarrgemeinderat beipflichten. Den Widerspruch scheint er nicht zu bemerken.

Ihm geht es – und darin kann man ihm nur zustimmen – um den Zustand der kirchlichen Verkündigung, die er nicht nur ambitionierter (49), sondern als durchaus existenzielle ‚martyria‘ (38, 41, 59, 69, 111–113, 117) erleben will. Gut katholisch weiß er um die Gnade des Glauben-Könnens (77); ganz protestantisch (87) glaubt er dennoch an die Wirkmacht der Predigt (96). Möglicherweise deshalb, weil er Erfahrung darin hat, wie man als „Werbefuzzi“ (19) und „charismatischer Sprecher“ (126) „jemanden zum Handeln bewegen kann“ (78). Er kritisiert die weitverbreitete mangelhafte Sprechkompetenz (10, 98), die Anbiederung (133) und Selbst-Banalisation (66) der Prediger sowie die synchrone Unter- und Überforderung der Hörer (22, 110 f.) und überhaupt die „kollektive Form der kommunikativen Verwahrlosung“ in der Kirche (140).

Auch am äußeren Erscheinungsbild der Seelsorger stört sich Flügge. Besonders Pastoralreferentinnen haben ihn offenbar traumatisiert (39), mit ihren „Ringelpullis“ und „Funktionsjacken aus Fleece“ (130), in ihrem „Wohlfühlpanzer“ (131). Er beklagt die Ganzheitlichkeits- (9) und „Jesus lädt dich ein“-Phrasen (82), all die Sätze, „in denen viel zu oft die Verben fehlen“ in ihrer „sinnbefreiten Aneinanderreihung von Banalitäten“ (15), die „geschwurbelte Unverständlichkeit“ (48), die „Übervorteilung durch Teelichter, Nora-Jones-Musik und salbungsvolle Worte“ (83).

Die Anleitung zum Bessermachen liefert Flügge frei Haus. Christliche Predigt brauche Relevanz, starke Emotionen, Pointiertheit und theologische Substanz (69–72). Man kann nicht bestreiten, dass die meisten Predigten schon gewinnen würden, wenn sie nur einen dieser vier Imperative beherzigten. Ob es gelinge, im Gedächtnis zu bleiben, hänge an der physischen Erscheinung, an der Bewegung als nonverbaler Kommunikation, am „Spiel“ und der Sprache. Richtig: „Keine dieser vier Ebenen lässt sich leicht im Gottesdienst leben.“ (126–129) Und ja: Emotionale Übervorteilung mit performativer Methodik ist zu vermeiden (71).

Mit den „gewieften Expertinnen und Experten für gestaltete Mitten“ (40) und ihrer „Effekthascherei“ (42) rechnet er gnadenlos ab, obwohl diese nur in seiner ‚Per-Du-Kirche‘ vorkommen. „Die emotionale Methodik“ und „das Spiel mit den Anspielen“ vermeide eigene Positionierung und mache „innerkirchlich unangreifbar“, mehr noch: „dann spürt man endlich wieder auch als Theologe oder Theologin Macht.“ Das ist starker Tobak, aber kaum zu widerlegen: „Der Verlust formaler Macht der Institution Kirche wird mit dem Versuch kompensiert, Betroffenheit auszulösen.“ (44 f.)

Die Bürgerlichkeit der kirchlichen Mitarbeiter (25) sei viel homogener, als sie selbst sähen (134). „Es gibt viel mehr Tabus als in anderen Runden.“ (50) Die heutige „anti-materialistische“ Theologie stehe in Widerspruch zu Jesu Handeln, der „einen Berg von Fischen“ aufgeschüttet habe (107 f.). Die egalitäre „Kultur der Gleichrangigkeit“ (99) verhindere Profilierung und damit den Erfolg. „Das Mittelmaß hält Einzug in die Hallen, die einst Größe füllte.“ (29)

Diese und etliche weitere Beobachtungen und Thesen bieten reichlich Stoff zur selbstkritischen Reflexion der ‚Per-Sie-Kirche‘ der formellen Distanz und mehr noch der ‚Per-Du-Kirche‘ der distanzlosen Übervorteilung. Das Buch könnte wertvoll werden, wenn man mit ihm arbeitet: zur Überprüfung der eigenen(!) Praxis. M. WICHMANN